

Erntedankpredigt
5.10.2025
Kapelle Kopfklinik UKER

Erntedank, liebe Gemeinde, lädt uns zu Freude und Dankbarkeit ein. Die Ernte ist eingefahren, die Scheunen und Lager voll, wir werden genug zum Leben haben über den Winter; genug sogar für ein gutes Leben und zum Teilen mit anderen.

Das ist gewohnt, aber nicht selbstverständlich,
so, wie wir es gesungen haben.

*„Wir pflügen, und wir streuen
den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen
steht in des Himmels Hand:
der tut mit leisem Wehen
sich mild und heimlich auf
und träuft, wenn heim wir gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.
Refr.: Alle gute Gabe
kommt her von Gott dem Herrn,
... drum dankt ihm, dankt und hofft auf ihn!*

Erntedank kann dann schnell ins Moralinsauere abkippen. Ja, ich weiß, ich sollte dankbar sein. Sollten wir das nicht alle viel öfter?

Vielleicht ja, vielleicht nein. Dazu kann ich nichts sagen, ich kenne Sie ja nicht. Woher sollte ich das also wissen? Was ich aber weiß: Dankbarkeit lässt sich weder erzwingen noch herbeipredigen. Sie wächst von innen, wenn ich mich begabt, beschenkt, beglückt fühle. Und das ist eben manchmal, aber nicht immer so. Und hier, in der Klinik, in der Sie wegen einer Erkrankung sind – wie ist das für Sie? Dankbarkeit – ist sie eher weit weg, tief vergraben, oder ... da?

Ich darf ihnen von einer Patientin erzählen, die mit einer langwierigen und sicher unheilbaren Krebserkrankung sehr geschwächt im Bett lag. Als ich ins Zimmer kam und sie begrüßte drehte sie den Kopf zu mir. Dabei verrutschte ihre Perücke, mit der sie ihre Glatze, Folge vieler Chemos, versteckte. Peinlich? Aber nein: Sie lachte über das ganze Gesicht! Sie rückte das Ding gerade und erzählte, wie viel sie doch vom Leben hätte. Sie könne im Bett liegen, werde versorgt, die Sonne schien ins Zimmer, und „wissen Sie“, sagte sie, „ich glaube, ich bleib’ noch a bisl am Leben. Es ist so schön!“ Sie war voller Dankbarkeit für die Krankenschwestern, Pfleger, Ärzt*innen, Stationshilfen, die ihr das möglich machten.

Ein Zimmer weiter dann ein anderer Patient. Eine eher kleine Operation, wenige Tage stationär, danach wieder vollständig gesund zurück in sein Leben. Eine ganz andere Perspektive. Und dabei war er - das Unglück in Person. „Das mir! Warum ich?! Ich verliere fünf Tage? Und wenn ich klinge, das dauert, bis da mal einer

kommt. Und das Essen hier, fürchterlich. Kein Hauch von Dankbarkeit, sondern ehrliche, tief empfundene Frustration und Ärger.“

So unterschiedlich reagieren wir Menschen. Für ihn ist es so. Für sie ganz anders. Als Seelsorger werte ich das nicht, das steht mir nicht zu. Aber ich erlebe und sage es heute Ihnen weiter: Dankbarkeit kann das Leben in schweren Zeiten verschönern und erleichtern, und es lohnt sich, das nicht nur heute auszuprobieren.

Wenn man die aber nicht herbeipredigen und moralisieren kann, wie kommt man ran? Ich lade Sie ein, dass wir es einmal zusammen mit ein wenig Verwirrung und Staunen ausprobieren. Versuchen wir einmal, miteinander Dankbarkeit wachsen zu lassen, indem wir uns kurz und - passend zu Erntedank - mit dieser Breze hier beschäftigen.

Als der Verkäufer sie mir über die Theke reichte habe ich „Danke“ gesagt. Ja, auch wenn er für seinen Job bezahlt wird, auch wenn ich für die Breze bezahle, er tut etwas für mich und ist freundlich, also, ganz klar: „Danke.“ Das kriegt er nicht von jedem Kunden zu hören, er lächelte. „Gerne doch.“ Bingo.

Und jetzt - gilt mein Dank vielleicht noch anderen, die da ihren Anteil dran haben? Wer hat da alles mit hingelangt? ... *Gespräch mit den Gottesdienstteilnehmer*innen.*

Natürlich:

Landwirt*in, baut das Getreide an und erntet es. Müller*in, mahlt Getreide zu Mehl.

Bäcker*in: Macht eine Breze draus.

Verkäufer*in: Gibt sie mir.

Das ist allerdings Romantik vergangener Jahrhunderte. Heute ist es viel weiter gespannt. Und da kam ich ins Staunen, weil es so viele Menschen sind, dass ich sie gar nicht alle auf die Reihe kriege.

Alle, die das Saatgut produziert haben.

Alle, die Saatgut, Getreide, Mehl transportieren.

Alle, die die Traktoren und Autos dafür bauen.

Alle, die die Rohstoffe abbauen, mit denen wir Autos bauen.

Alle, die die Maschinen bauen, mit denen wir Rohstoffe abbauen.

Alle, die Stahl kochen.

Alle, die die Energie liefern, für jede dieser Arbeiten.

Alle, die in der Seefahrt die Bauteile dafür aus Asien holen.

Neee, ich bin noch nicht fertig.

Da ist Salz drin und drauf:

Also: Danke an die, - sagt man: Bergleute?- die das abgebaut haben.

Die Breze war in einer Papiertüte:

Alle, die den Wald pflegen und Bäume fällen

Alle, die Bäume transportieren

Alle, die Papier herstellen
Alle, die Papier bedrucken

Alle, die Druckfarben herstellen, denn die ist ja bedruckt

Neee, noch nicht fertig, aber ich denke, das reicht.

Mensch, eine Breze! Ich staune wirklich. Wir leben in einem Netzwerk hunderter Menschen, die da ihren Anteil dran haben. Ich staune, dass das funktioniert. Danke - an viele hundert! Und danke an Gott, dass wir das hinkriegen. Und es geht „nur“ um eine Breze!!!

Für mich ist das eine Alltagsübersetzung des Wunders, von dem wir aus dem Markusevangelium gehört haben. Sieben Brote, wenige Fische, viertausend satte Menschen. Dass das geklappt haben soll!? Finde ich, wenn ich an die komplizierte Breze denke, gar nicht so erstaunlich.

Weil Gott mit dabei ist, weil sein Segen wirkt, Wachstum und Gedeihen schenkt. Dafür bin ich dankbar, da kann ich mit einem inneren „Ui, dass das klappt“ davorstehen und werde dankbar. Damals wie heute: Jesus Christus, Gott ist es, dem wir Wunder ganz zu Recht zutrauen und verdanken.

Deshalb möchte ich Ihnen zu Erntedank diese Anregung mitgeben in das Fest und den Tag: Dankbarkeit nicht erzwingen, sondern ihr einfach Raum geben, wenn sie sich meldet. Und vielleicht ein wenig üben, auch bei kleinen Dingen wie eine Breze, einer Tasse Kaffee innezuhalten, dieses Netzwerk von uns Menschen und Gott erahnen und ein Danke flüstern.

Es muss nicht jeder, jedem immer so gelingen wie meiner Patientin mit der verrutschten Perücke. Aber wenn es gelingt, dann macht es unser Leben miteinander respektvoller, freundlicher, dankbarer. Happy End am Schluss: Der grummelige Patient meinte bei seiner Entlassung: Naja, das war Sch..., aber geholfen haben sie mir am Ende ja doch. Bassd scho.“ Na, Dankschön, und: Amen.

Pfr. Frank Nie
frank.nie@elkb.de